

„Sie werden lachen – die Bibel!“

Weshalb es sich lohnt, in der Bibel zu lesen

Was glauben Sie, im Ernst: Selbst wenn *Bert Brecht* es ehrlich gemeint haben sollte, als er mit dieser Antwort „Sie werden lachen – die Bibel!“ die Journalisten überraschte, die ihn nach seiner Lieblingslektüre gefragt hatten, weshalb sollten auch wir uns heute noch für die Bibel interessieren? Wäre es wirklich ein Verlust für uns, wenn wir die Bibel genau so verstauben ließen wie unsere alten Biologie- oder Physikbücher aus der Schulzeit?

Ja, gewiss! Und das keineswegs nur, weil man von einem Theologen kaum eine andere Antwort erwarten kann, zumal wenn dieser über Jahrzehnte hinweg sich vor allem mit der Bibel beschäftigte. Es gibt einen viel objektiveren Grund dafür, um immer und immer wieder in der Bibel zu lesen und die Bibel ganz ernsthaft zu studieren. Denn sehen Sie:

Obgleich wir inzwischen am Beginn des 21. Jahrhunderts n.Chr. stehen, haben wir es doch noch immer mit derselben Welt zu tun wie die Menschen, die die biblischen Schriften verfassten. Und auch wir, die Menschen des 21. Jahrhunderts, können unsere Welt noch immer nur mit Hilfe unserer fünf Sinne wahrnehmen und in einem Gehirn verarbeiten, das sich seit dem Auftreten des *homo sapiens sapiens* vor ca. 200.000 Jahren nicht mehr wesentlich veränderte.

Gewiss, wir verfügen heute über unbestreitbar bessere Arbeitsmittel als die Menschen des 1. vorchristlichen Jahrtausends. Doch das ändert nichts daran, dass in der Bibel letztlich kein anderes Leben verarbeitet wurde als eben das, woran auch wir heute teilhaben. Und deshalb wäre es töricht und fahrlässig, wenn wir von vornherein ausschließen wollten, in der Bibel auf lebenswichtige Einsichten stoßen zu können, die früheren Generationen aufgegangen waren, die wir inzwischen aber übersehen oder ganz vergessen haben.

Dass dem in der Tat so ist, möchte ich Ihnen zunächst an zwei Texten zeigen, die scheinbar jegliche Aktualität verloren haben, weil wir wissen, dass das „ja gar nicht stimmt“, wovon sie handeln.

1. Die Geschichte von Adam und Eva

Der erste Text – Sie kennen ihn: die Geschichte von Adam und Eva und dem Paradies. Wir alle wissen, dass es so, wie es hier erzählt wird, niemals war und gewesen sein kann. Weder stammen wir von *einem* Menschenpaar ab, das irgendwann in der Geschichte als einziges durch und durch gut und vollkommen frei gewesen wäre, noch kommen wir aus einer ursprünglich heilen Welt, sondern aus den immer auch lebensbedrohlichen Steppen Afrikas.

Kann uns dieser Text wirklich noch etwas sagen?

Nun, wir kommen mit diesem Text sofort in ein vernünftiges Gespräch, wenn wir es ernst nehmen, dass wir in der Erzählung von Adam und Eva und dem Paradies den Empfindungen und Gedanken ganz konkreter Menschen begegnen. Sie aber hätten diese Geschichte mit Sicherheit nicht erzählt, wenn sie das Gefühl gehabt hätten, noch im Paradies zu sein. Was aber – so werden wir weiter fragen müssen -, was aber könnte sie dann überhaupt auf den Gedanken gebracht haben, irgendwann in der Vergangenheit doch einmal im Paradies gewesen zu sein? Was könnte sie wohl dazu gebracht haben, die Paradieserzählung „zu erfinden“?

Das erklärt sich am besten als Versuch, mit einer doppelten Erfahrung klar zu kommen: Da war einerseits das Normale: Die Kinder wurden unter Schmerzen geboren, nur die Männer hatten etwas zu sagen, die Arbeit auf dem Feld war mühsam und schwer und dann am Ende: der unausweichliche Tod. *Daneben* freilich gab es auch die ganz anderen, die durch und durch glücklichen Momente: Die Geburt des so sehnlichst erwarteten Kindes (wie nebensächlich waren da die möglichen Schmerzen!); die Tage und Zeiten, in denen die Frau spürbar das Leben des Mannes inspirierte, und schließlich war es immer wieder einfach nur schön, säen und ernten, pflügen und pflanzen zu kön-

nen. In diesen Momenten und Zeiten des reinen Glücks wussten auch die Menschen in Israel: So beglückend und schön, so harmonisch und weit kann das Leben eigentlich sein! Und da vollbrachten sie das ganz und gar Erstaunliche: Sie trauten ihrem Gott, der sie aus Ägypten befreit hatte, es zu, dass er genau dieses Glück bei seiner Schöpfung gewollt habe!

Darin besteht also die eigentliche Herausforderung der biblischen Paradiesgeschichte: Dass es in der 1. Hälfte des 1. Jahrtausends v.Chr. in Palästina offensichtlich Menschen gab, die aufgrund ihrer Lebenserfahrung zu der Überzeugung gekommen waren: Wir Menschen, ja überhaupt die Welt, wir wurden *zu unserem Glück* erschaffen. Als so gütig, so fürsorglich und so wohlwollend hatten sie jene Wirklichkeit empfunden, der in ihren Augen alles, was ist und lebt, sein Dasein verdankt und die sie *Jahwe* nannten.

So *haben* Menschen empfunden und gedacht. So *kann* man offensichtlich das Leben sehen und verstehen. Daran lässt die Bibel keinen Zweifel, und vor allem *das* sollten wir zunächst einmal zur Kenntnis nehmen, wenn wir in der Bibel die Geschichte von Adam und Eva im Paradies lesen.

Doch damit haben wir erst einen Teil dessen verstanden, weswegen die Paradiesgeschichte erfunden und wozu sie erzählt wurde. Sie enthält noch mehr: Die Menschen in Israel waren seit Davids Königtum mehr und mehr auch mit dem Denken und der Praxis der anderen, der „heidnischen“ Völker in Kontakt gekommen. Dadurch erlebten sie nun aber hautnah, dass man sein Leben auch nach Regeln und Gesetzen *erfolgreich* gestalten konnte, die ganz anders waren als die, die man sie im Namen ihres Gottes gelehrt hatte. Weshalb sollte man nicht auch sie einmal ausprobieren? (Sie hören im Hintergrund die Frage der Schlange: „Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen? Nein, ihr werdet nicht sterben. Gott weiß vielmehr: Sobald ihr davon esst, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse.“ [Gen 3,1.4f]?)

Die Versuchung, es auch einmal auf eigene Faust probieren zu wollen, war damals in Israel groß! Und genau davor wollte die Erzählung von Eva und der Schlange warnen. Doch weshalb? An diesem alles entscheidenden Punkt führen uns unsere Bibeln leider in die falsche Richtung, weil sie Gottes Wort an Adam gewöhnlich so übersetzen: „Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, nur vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn am Tage, da du davon isst, musst du sterben!“

Diese Übersetzung bringt einen falschen „Zungenschlag“ in Gottes Wort; denn die hebräische Sprache kennt weder das Wort „dürfen“ noch das Wort „müssen“. Genau wiedergegeben lautet Gottes Wort an Adam: „Von allen Bäumen des Gartens iss, ja iss! Nur vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse sollst du nicht essen; denn am Tag, da du davon isst, wirst du unweigerlich sterben!“

Wir missverstehen den biblischen Erzähler, wenn wir ihm unterstellen, nach seinem Empfinden habe Gott dem Adam bestimmte Dinge erlaubt und andere wiederum unter Androhung der Todesstrafe verboten. Nein, Gott geht es hier von Anfang an einzig und allein um *das Leben* des Menschen. Daher: „Iss, ja iss!“, daher aber auch: „nur von dem einen iss ja nicht, denn sonst wirst du zwangsläufig sterben. Von diesem einen zu essen, ist tödlich – und ich, Gott, will nicht, dass du dein Leben verlierst!“

Das heißt: in der Paradiesgeschichte geht es nicht um den menschlichen Tod *an sich*, sondern um den Tod, den wir *vorzeitig* erleiden, weil wir – wie Eva! – handeln und zugreifen, ohne auf Gottes „Handlungsanweisungen“ zu hören.

Das bedeutet aber doch: Es könnte sich in der Tat auch für uns heute noch lohnen, in der Bibel die Geschichte von *Adam und Eva im Paradies* zu lesen, wenn wir von ihr nicht eine Aufklärung über einen ganz bestimmten Punkt im Verlauf der Evolutionsgeschichte erwarten; wenn wir vielmehr bereit sind, einfach einmal auf das zu hören, was die Erzähler dieser Geschichte *ursprünglich* ihren jeweiligen Zuhörern einschärfen wollten.

Und das wäre? Das wäre die Mahnung, nie zu vergessen und außer Acht zu lassen, dass alles, was ist und uns zur Verfügung steht, so beschaffen und strukturiert ist, dass es dann (und erst dann!) perfekt ist und seinen Sinn erfüllen kann, wenn es unserem *Leben* dient.

Von hier aus ließe sich dann aber auch der traditionelle Begriff „Gottvertrauen“ ganz neu definieren: *Gott vertrauen* heißt (im Licht der Paradiesgeschichte) nichts anderes als auf die positiven

Impulse und Potenzen zu achten, die allem, was ist, inne wohnen, weil alles von seinem Ursprung her dem Leben dienen soll. Wo wir das Einzelne freilich eigensinnig aus diesem großen zielstrebigem Zusammenhang herausbrechen, weil wir es für sich allein und auf eigene Faust gebrauchen wollen, dort begehen wir tödliche Fehler.

Und der Schaden, den wir dadurch anrichten, reicht tief.

2. Die Schöpfungserzählung

Um dies besser verstehen zu können, möchte ich gerne mit Ihnen jetzt auch noch den eigentlichen, den ersten Schöpfungsbericht etwas genauer ansehen. Auch er ist ja in naturwissenschaftlicher Hinsicht völlig überholt, und dennoch konfrontiert er uns mit einem Menschenbild, das gerade dann von höchster Aktualität ist, wenn wir den *Prozess* der Evolution ernst nehmen.

Sie kennen ja den Beginn: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und wirr, Finsternis lag über der Urflut und Gottes Geist schwebte über dem Wasser.“ (Gen 1,1f)

Dann folgt, wie Sie wissen, im Rahmen einer Woche die Erschaffung des Lichts, des Himmelgewölbes und der Erde mit ihren Pflanzen und Bäumen, die Erschaffung der Gestirne, der Fische, der Vögel und aller Landtiere. Den Abschluss aber bilden die bestens bekannten Worte (ich folge hier der Übersetzung unseres Tübinger Alttestamentlers Prof. Walter Groß, sie ist etwas genauer, dem hebräischen Text entsprechender als die uns aus unseren Bibeln geläufige):

„Dann sprach Gott: Wir wollen Menschen machen als unsere Statue unseresgleichen, damit sie herrschen über die Fische des Meeres und über das Fluggetier des Himmels und über das Vieh und über alles Getier der Erde und über alle Kriechtiere, die auf der Erde kriechen. Und Gott schuf den Menschen als seine Statue, als Statue Gottes schuf er ihn, männlich und weiblich schuf er sie.“ (Gen 1,26f)

Was hatte die biblischen Autoren wohl dazu gebracht, die Menschen als gottgleiche *Gottesstatue* zu bezeichnen? Diese Formulierung hatten sie ja kaum zufällig Gott in den Mund gelegt! Nun, sowohl in Ägypten als auch in Mesopotamien – in jenen beiden Welten also, die infolge ihrer langen, ausgeprägten Tradition auch Israels Denken wesentlich beeinflussten – da galt *der König* als Statue Gottes, weil er (nach damaligem Glauben) die Gottheit machtvoll und tätig vergegenwärtigte. Wie die Statue des jeweiligen Pharaos an Ägyptens Grenzen die schützende Macht des Königs den fremden Völkern gegenüber repräsentierte, so verkörperte der König als Statue des Reichsgottes dessen ordnende Heilsmacht im eigenen Land und dem gesamten Kosmos gegenüber. Das Typische am König war also nicht einfach sein Menschsein, sondern seine Machtausstattung, die ihn zum Herrschen befähigte.

Weshalb waren für die biblischen Autoren nun aber nicht nur die Könige, sondern alle Menschen Gottes Abbild, Gottes Statue? Das erklärt sich am besten, wenn wir auf die Situation blicken, in der den Verfassern des Schöpfungsberichts dieser Gedanke gekommen und bewusst geworden war, dass es falsch wäre, nur die Könige als Abbilder Gottes zu verstehen:

Israels Situation war reichlich chaotisch – teils, weil die Israeliten sich in einer fremden Welt, im babylonischen Exil, befanden, teils, weil es in ihrer Welt nach der Zerstörung Jerusalems und dem Untergang des Königtums noch keine ordnende Hand gab. Da machte es Sinn, wenn sie ihre Zeitgenossen aufforderten, die Erde in Anspruch zu nehmen und darin zu herrschen – und damit eine (neue) Ordnung zu schaffen.

Ogleich die Verfasser des Schöpfungsberichts in ihrem Text Gott als den bekannten, der Himmel und Erde schuf, als die Erde noch wüst und wirr war und über der Urflut die Finsternis lag, war ihnen doch klar geworden, wie unsinnig es wäre, von Gott zu erwarten und zu erbitten, dass *er* als der Schöpfer aufs Neue das gegenwärtige Chaos ihres Lebens ordne. Am Beispiel der fremden Könige erkannten sie vielmehr: Wir Menschen haben tatsächlich die Fähigkeit und die Macht, Gott gleich in die Finsternis und in das Chaos unserer irdischen Welt Licht und Ordnung zu bringen und so immer wieder neu Gottes Schöpfungswerk weiter zu führen. Und so gab es für sie keinen Zweifel mehr daran, dass wir Menschen insgesamt eben dazu von Gott als seine Abbilder erschaffen wurden.

Das heißt: Das Interesse der biblischen Schriftsteller galt nicht einfach dem realen Ablauf der Weltentstehung. In dieser Hinsicht hat uns die Bibel tatsächlich nichts mehr zu sagen. Unter diesem Aspekt lohnt es sich wirklich nicht, in der Bibel zu lesen. – Aber darum, um den realen Vorgang der Entstehung des Kosmos, war es den biblischen Autoren auch nicht wirklich gegangen. Weit wichtiger war für sie, was ihnen bei der *Betrachtung des Lebens* aufgegangen war. Das wollten sie ihren

Mitmenschen sagen – nämlich: Wir Menschen verkörpern und vergegenwärtigen jenen machtvollen und ordnenden Willen, auf den der Kosmos zurückgeht und der den Kosmos am Dasein erhält. Damit geben uns die biblischen Schriftsteller aber etwas zu bedenken, das wir nicht einfach dem Prozess der Evolution *an sich* entnehmen können, das aber ernst genommen für uns gerade *im Zusammenhang mit* der Evolution für die Gestaltung unseres Lebens (und des Lebens überhaupt) von maßgebender Bedeutung wäre. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es überaus wünschenswert *und* lohnenswert, in der Bibel zu lesen, um endlich einen neuen, weiter führenden Aspekt in der gegenwärtigen Ethik-Diskussion zu gewinnen.

Es mag fromm klingen und doch widerspricht es im Innersten der Botschaft und dem Aufruf des Schöpfungsberichts, wenn davor gewarnt wird, wir Menschen sollten uns im Umgang mit dem, was ist und was lebt, nicht an Gottes Stelle setzen. Wir verkörpern nun einmal hier und heute Gott im Prozess der Evolution – oder mit den Worten des päpstlichen „Hausastronoms“, des Jesuitenpaters *George V. Coyne*: „Sofern sie die Ergebnisse der modernen Wissenschaft respektieren, müssen Gläubige Abstand von der Vorstellung eines diktatorischen Gottes nehmen ... Vielleicht sollte man Gott eher als ein Elternteil sehen ... Gott arbeitet mit dem Universum. Das Universum hat eine gewisse eigene Vitalität, genau so wie ein Kind. Man erzieht ein Kind, aber man versucht die eigenständige Persönlichkeit des Kindes zu erhalten und zu bereichern und dessen eigene Leidenschaft fürs Leben. Eltern müssen einem Kind erlauben, erwachsen zu werden, so weit zu kommen, dass es seine eigenen Entscheidungen trifft, seinen eigenen Weg im Leben geht. Das ist die Art und Weise, wie Gott mit dem Universum umgeht“ (*Was wusste Gott?*, in: DER SPIEGEL 52 (2000), 118-122, hier: 122).

So wenig wir Menschen mit unserer heutigen Befindlichkeit das Produkt einer besonderen, einmaligen und nicht mehr überbietbaren Schöpfungstat Gottes sind, so wenig sind wir – zumindest im Licht der Bibel! – verpflichtet, die Grenzen als nicht überschreitbar zu respektieren, an die wir heute infolge unserer körperlich-geistigen Verfassung *und* im Netz bisheriger, maßgebender Deutungsmodelle stoßen. Gerade die Bibel könnte uns ermutigen, auch uns selbst *um Gottes willen im Prozess* der Evolution zu sehen und ernst zu nehmen. Denn wenn wir dem biblischen Duktus folgen und vertrauen, dann sind wir – ganz nüchtern und ohne alles falsche Pathos gesagt – auf ein gutes Ende hin unterwegs.

Lassen Sie mich abschließend, wenigstens in Kürze, noch versuchen, Ihnen von der Bibel her zu zeigen, was für diese *positive* Annahme spricht.

3. Johannes der Täufer - Jesus

Sie wissen wohl noch alle, wie es zu Jesu öffentlichem Wirken gekommen ist: Jesus hatte zu jenen Menschen gehört, die sich in den 30er Jahren unserer Zeitrechnung in Palästina aus religiösen Gründen von der Predigt Johannes des Täufers angesprochen gefühlt hatten.

Wenn wir nun zunächst einmal die Verkündigung des Täufers etwas näher betrachten, dann fällt auf, dass es vor allem *negativ* besetzte Bilder waren, die Johannes gebrauchte, um seine Botschaft zu übermitteln: „Ihr Schlangenbrut, wer hat euch denn gelehrt, dass ihr dem kommenden Gericht entrinnen könnt?... Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Ich taufe nur mit Wasser der Umkehr. Der aber, der nach mir kommt, ist stärker als ich ... Schon hält er die Schaufel in der Hand; er wird die Spreu vom Weizen trennen und den Weizen in seine Scheune bringen; die Spreu aber wird er in nie erlöschendem Feuer verbrennen.“ (Mt 3,7-12)

Wer die Situation seiner Zeitgenossen mit solchen Bildern malt, sieht für sie keine große Zukunft mehr. Was aber hatte Johannes den Täufer zu dieser negativen Einschätzung seiner Gegenwart gebracht?

Für Johannes gab es (wie für alle gläubige Juden!) nur *eine* tragfähige Lebensgrundlage: Das Gesetz des Mose – die Tora, die Gott am Sinai erlassen hatte. Doch sie war – wenigstens nach dem Urteil des Täufers – im Leben vieler seiner Zeitgenossen missachtet worden und unfruchtbar geblieben. Das aber würde Gott gewiss nicht mehr lange einfach so hingehen lassen. Das hatte Jo-

hannes den Schriften der früheren Propheten entnommen, die ihren Zeitgenossen in einer ähnlichen Situation Gottes Gericht angekündigt hatten. Denken wir nur an die Predigt des Propheten Jeremia:

„Wie? Stehlen, morden, die Ehe brechen, falsch schwören, dem Baal opfern und anderen Göttern nachlaufen, die ihr nicht kennt – und dabei kommt ihr und tretet vor mein Angesicht in diesem Haus, über dem mein Name ausgerufen ist, und sagt: Wir sind geborgen!, um dann weiter all jene Gräueltaten zu treiben. Ist denn in euren Augen dieses Haus ... eine Räuberhöhle geworden? Gut, dann betrachte auch ich es so – Spruch des Herrn ... Verstoßen werde ich euch vor meinem Angesicht, wie ich alle eure Brüder, alle Nachkommen Efraims, verstoßen habe.“ (Jer 7,9-15)

Natürlich konnte man die Bibel auch mit ganz anderen Augen lesen und das jüdische Leben um die Zeitenwende viel positiver sehen. Wie viele Menschen – denken wir nur an den greisen Simeon und die Prophetin Hanna im Jerusalemer Tempel (Lk 2,21-40)! – mühten sich ehrlich, Gottes Willen zu erfüllen! Die Texte freilich, die sich im Kopf Johannes des Täufers festgesetzt hatten, lenkten seinen Blick vor allem auf das Negative, das es im damaligen Leben gab.

Wie aber war es bei Jesus gewesen? Eigentlich gleich und doch wieder ganz anders.

Auch Jesus hielt sich an das Leben, wenn er *sein* Gottesbild zeichnete – beispielsweise beim Bild vom Bräutigam, dessen Freunde ganz selbstverständlich nicht fasten können (Mk 2,19), oder beim Bild von dem Gutsbesitzer, der den ganzen Tag über immer wieder auf den Markt geht, um Arbeiter für seinen Weinberg anzuwerben (Mt 20,1-15), oder gar beim Bild des Vaters, der mit offenen Armen und ohne *ein* vorwurfsvolles Wort seinem verlorenen Sohn entgegen läuft (Lk 15,11-32). Lauter positive Bilder, in denen Jesus seinen Zuhörern Gott vorstellte; denn selbst dort, wo ein negativer Zug in die Geschichte hineinkam, sagte dieser nichts über Gottes Wesen aus: Wer ein großes Festmahl veranstaltet, lädt ja nicht deshalb viele dazu ein, um am Ende wenigstens einige auch ausschließen zu können (Lk 14,16-24).

Aber auch noch ein zweiter Unterschied fällt auf: Wenn Jesus seinen Zuhörern die Augen für ihre Gegenwart öffnen wollte, dann sprach er vom Reich Gottes, das gegenwärtig sei (Mk 1,15). Und um dies einsichtig und glaubhaft zu machen, erinnerte Jesus stets an *positive* Erfahrungen: Das Wachstum eines Samens hängt nicht davon ab, ob wir dessen Wachstumsgesetze kennen oder nicht (Mk 4,26-29); was groß endet, muss keineswegs groß beginnen (Mk 4,30-32), und wir können nie ausschließen, in unserem Leben plötzlich auf einen verborgenen Schatz zu stoßen (Mt 13,44-46). Alle Bilder, die Jesus gebrauchte, um seine Zuhörer zu bewegen und um sie Gott nahe zu bringen, wollten unbestreitbar Hoffnung machen und Ängste abbauen. Seine Zuhörer sollten aufgrund ihrer eigenen, ganz persönlichen Erfahrung, an die er sie erinnerte, beurteilen und wissen können, dass ihm im Grunde *das Leben* Recht gab. Es gibt trotz aller Enttäuschungen und negativen Erfahrungen so viel Positives im Leben, dass wir uns vernünftigerweise auf einen guten Ausgang einstellen können und sollten.

Was aber hatte Jesus dazu gebracht, Gott, das Leben, die Menschen und unsere Zukunft so viel positiver zu sehen als Johannes der Täufer, der ihn ja ursprünglich angesprochen hatte? Was hatte in Jesus eine so gänzlich andere Weltanschauung bewirkt? Die Lösung finden wir in jenem Wort, in dem Jesus ein einziges Mal von einer Vision spricht, die ihm zuteil geworden war. Es lautet: „Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen“ (Lk 10,18).

Und das bedeutete für Jesus, weil in seinen Augen und in den Augen seiner Zeitgenossen der Satan vor allem der Ankläger in Gottes Gericht war: „Mir ist aufgegangen, ich habe eingesehen und verstanden, dass Gott keine Anklage mehr hören will. Gott will am Ende kein Gericht mit irgendwelchen Verurteilungen. Gott will ein *gutes* Ende – vergleichbar einer großen Hochzeit, vergleichbar einem riesigen Festmahl!“

Wer in der Bibel liest – und deshalb lohnt es sich eben, in der Bibel zu lesen! –, entdeckt irgendwann, dass man Gott, die Welt, die Menschen und unser aller Zukunft auch so, so positiv sehen *kann*! Nicht dass diese Sicht so zwingend wäre, dass man sie dann auch logischerweise übernehmen *müsste*. Doch wer sie (zunächst vielleicht nur einmal zur Probe, zum Test) für sich übernimmt, erlebt sehr schnell, was die heutige Hirnforschung durch einen ihrer prominentesten Vertreter, durch Prof. Gerhard Roth, so ausdrückt:

„Beiden Systemen [d.h. dem emotionalen und rationalen Bewertungssystem] zugeordnet ist das Aufmerksamkeitssystem, das unseren Blick unbewusst oder bewusst auf dasjenige lenkt, was für das Gehirn auffallend und wichtig erscheint.

Diese Aufmerksamkeitssteuerung ist ein wichtiger Teil des Bewertungssystems, denn was wir nicht mit dem ‚Scheinwerfer‘ der Aufmerksamkeit erfassen, kann uns auch nicht stark bewegen. Optimisten – so zeigt die Forschung – finden keineswegs alles höchst positiv, was überhaupt passiert, sondern sie wenden ihre Aufmerksamkeit bevorzugt dem Positiven zu und beschäftigen sich damit ausdauernd. Ängstliche Menschen hingegen werden, wie wir gehört haben, magisch von den negativen Dingen in ihrer Umwelt angezogen. Beide haben also buchstäblich eine andere *Sichtweise* der Welt und der eigenen Existenz.“ (Gerhard Roth, Fühlen – Denken – Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert, Frankfurt a. M. 2001, 322)

Es lohnt sich, in der Bibel zu lesen, auf dass sie einen dazu bringen kann, mit eigenen Augen wahrzunehmen, wie viel Gutes und Zukunftsträchtiges jeden Tag aufs Neue im eigenen Leben steckt. Und dann sollten wir nicht auf ein gutes Ende hin unterwegs sein?

*Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.*